

Politisch ist, wenn man drüber sprechen kann

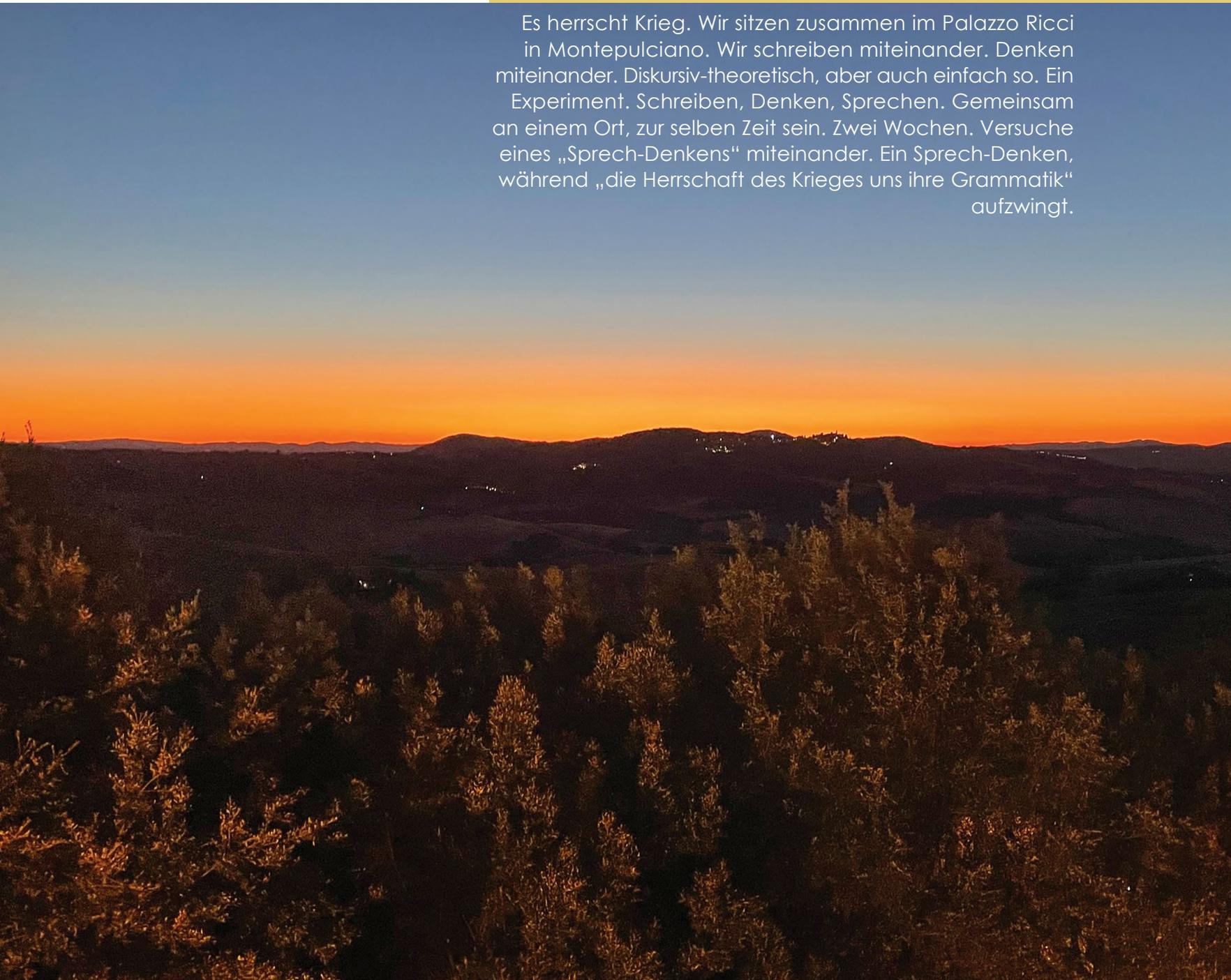
Stand: 2. August 2022

Christian Heck

Alle Zitate ohne direkten Verweis sind aus Marlene Streeruwitz' "Handbuch gegen den Krieg"¹.
Recensio. Latein für Musterung, quantitative Prüfung, Bestandsaufnahme: Wo stehe ich?

Bewegungen des Friedens 9. Juli

Es herrscht Krieg. Wir sitzen zusammen im Palazzo Ricci in Montepulciano. Wir schreiben miteinander. Denken miteinander. Diskursiv-theoretisch, aber auch einfach so. Ein Experiment. Schreiben, Denken, Sprechen. Gemeinsam an einem Ort, zur selben Zeit sein. Zwei Wochen. Versuche eines „Sprech-Denkens“ miteinander. Ein Sprech-Denken, während „die Herrschaft des Krieges uns ihre Grammatik“ aufzwingt.



92

Wieder einmal muss ich mich zusammenreißen und versuchen, die Mächtigen zu verstehen. Und wieder stellt sich heraus, dass es keine Worte gibt. Moralisches Handeln wird in Unvernunft verkehrt, „Gesellschaftlichkeit als Ergebnis ethischer Grundsätze existiert nicht mehr“. Gesellschaftlich rationales Handeln. Ein soziales Miteinander leben. Das ist falsch. Wird zum Verbrechen durch Krieg. Durch Handlungen des Krieges. Nicht enden wollende Handlungsstränge. Ineinander verwoben. Ein stetes Wählen (legere), zwischen (inter) objektiv-gültiger moralischer Verpflichtung und dem Vollzug meiner jeweiligen konkreten Handlung im Hier & Jetzt. Wer bin ich? Im Krieg? In Zeiten des Krieges? Wo bin ich? Ich lese Marlene Streeruwitz' »Handbuch gegen den Krieg«. Ich sitze an einem Schreibtisch im Palazzo Ricci. Ein Renaissancegebäude aus dem 16. Jahrhundert. Durch das offene Fenster höre ich Stimmen von Touristen. Sie gehen oder kommen gerade von der Piazza Grande. Aus dem Nebenraum, der Camera del Cardinale dringt Klaviermusik. Laut. Schnell. Schneller als die Straßenlaute. Es riecht nach Kultur. Wir. Wer sind wir? In Zeiten des Friedens. In Zeiten des Krieges. Wir sind intelligente Wesen. Wir schrieben schon vor 500 Jahren und wir schreiben auch heute „nütze gesetzte“, sie „sind künstliche netze, drausz groszes entgangen, dran kleines bleibt hangen“², so Friedrich von Logau, der Unsinnsdichter zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, als er seine »Sinngedichte« schrieb. Es fühlt sich so unlogisch an. So unsinnig. Sinnlos. Das Bombardieren von Wohnhäusern in Butscha. Charkiw. Kremenchuk. Winnyzja. Tschernihiw. Kramatorsk. Mariupol. In ungezählten Dörfern. Von Schulen, in denen Familien Unterschlupf suchen. Von Krankenhäusern, in denen Frauen ihre Kinder gebären. In denen Menschenleben gerettet werden. Während Sirenen laut heulen. Tag für Tag. Stunde für Stunde. Minute für Minute. Menschen. Leben. Retten. Bomben auf Gefängnisse. Evakuierungsbusse. Auf Fluchtrouten, auf denen Familien versuchen, den Grausamkeiten des Krieges zu entfliehen. Sie werden gezielt bombardiert. Bahnhöfe. Einkaufszentren. Raketentrichter in

den Innenhöfen von Wohnkomplexen, in denen es keine einzige militärische Einrichtung gibt. Hinrichtungen. Zivile Opfer liegen im Kalkül des russischen Angriffskrieges.

In Zeiten des Krieges ist das Logau'sche „Kleine“ schon in „die alles betreffende Buchhaltung des Krieges mit eingerechnet“. Ob wir den Krieg befürworten. Ob wir um Frieden kämpfen. Wir sind in der Logik des Krieges verzichtbar gemacht“. In der Asymmetrie zwischen denen, die etwas zählen und denen, die nichts zählen. In der Diskrepanz zwischen denen, die Macht ausüben, und denjenigen, die sie erleiden. Und die Mächtigen dabei versuchen, zu verstehen. In ihrem Denken. In ihrem Handeln. Ein kollektives Verstehen in der zählbar gemachten Masse.

Wir. Wer sind wir?

Wladimir Putin, er wird nie verstehen. Alles von ihm Getane in diesem Krieg, es geschieht aus Distanzen heraus. Aus räumlichen, zeitlichen, aus psychologischen Distanzen heraus. Politische Entscheidungen, die ihm die Möglichkeit darüber nachzudenken, was er tat, verwehren. Reflektierend über sich selbst zu urteilen. Putin wird sich nie die Gewissensfrage stellen, im Sinne von Hannah Arendt, er wird sich nie fragen, niemals wird er sich fragen werden: Kann ich mit dem, was ich getan habe, noch leben? Keine einzige Sekunde meines Lebens verstrich ohne Krieg. Ohne Krieg in der Welt. Auf fast allen Kontinenten dieser Welt. Doch der Ukraine-Krieg ist ein anderer. Er ist eingekehrt in unseren Lebensalltag. Mitten in unser Leben. Und er dringt tiefer und tiefer. Anders als damals, als Hunderttausende den Kriegen in Jugoslawien nach Deutschland entflohen. Uns unseren Krieg mitbrachten. Einfach nur, weil sie da waren. Mitten unter uns. Und mit uns gemeinsam lernen, ein neues Leben zu leben. Auch anders als vor ein paar Jahren noch syrische Eltern mit ihren Kindern in mein Dorf zogen und den Krieg mit in die Schule, in die Dorfgemeinde brachten. Einfach nur, weil sie da waren. Wortlos. Nicht unsere Sprache sprechend. Doch der Ukraine-Krieg ist ein anderer.

Aus Kreml-perspektivischer Betrachtung: was in Syrien geschah, aber auch in Tschetschenien und heute in der Ukraine, das hat Kontingenz.

Das Leben oder der Tod von Zivilistinnen und Zivilisten ist für Putin weder notwendig noch unmöglich. Der Ukraine-Krieg ist ein anderer.

Wer sind wir eigentlich?

Dank unserer *künstlichen Netze*, unserer geistigen Fähigkeit, Konkretes zu abstrahieren, dieser geistigen Leistung, uns vom Erlebten gedanklich lösen zu können, und es in den Kontext eines größeren Ganzen zu stellen. „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde“³, so Kant. Im Logau'schen *Kleinen*: Lerne die Folgen deines Tuns abzuschätzen. Mitunter dieser geistigen Leistung erarbeiteten wir uns Maxime des Handelns. So zu handeln, dass man Frieden erreicht und ihn sich bewahrt. Nicht nur den Inneren:

Krieg widerspricht mir aus dem tiefsten Inneren meines Herzens. So widerspricht auch Krieg dem tiefsten Inneren unserer okzidentalen Gesellschaft.

Die Logik des Krieges. „Krieg als Sinneinheit bedeutet Entfremdung“. Unsinn.

Auf die „psychotische Kriegswirklichkeit“ ist Immanuel Kants kategorischer Imperativ nicht übertragbar. Kant schrieb in der Überzeugung, dass die Gefahr für Leib und Leben, der ein Mensch im Krieg ausgesetzt ist, bei demokratischen Staaten logischerweise dazu führen müsse, dass sich die Menschen gegen den Krieg aussprechen. Doch der liberal demokratische Weg zur Freiheit wurde staatlich militarisiert gedacht. Wird er heute noch. Wieder. Remilitarisiert gedacht.

Je tiefer derzeit der Krieg in unsere jeweiligen Alltagsleben eindringt, auch durch real steigende Lebenshaltungskosten und seit Putins Drohungen und den Antworten des NATO-Bündnisses, sowie der russischen Besetzung des größten Atomkraftwerks Europas in Saporischschja, versuchen wir eine uns vertraut scheinende Angst zu denken. Eine Angst der Zerstörung all dessen, was wir als „unsere Welt“ begreifen. Denn wir dürfen nicht einfach schweigen. Auch nicht friedlich schweigen, nur innehalten. Nicht schweigen. Auch wenn wir innehalten müssen.

Die Sprache des Krieges darf sich nie grounden in unserer Gesellschaft

2. August

Heute. Es sind genau 17 Tage nach unserer Rückkehr ins Rheinland von Montepulciano. Elf Jahre nach der Tötung von Osama bin Laden. Es ist der zweite August.

Es herrscht Krieg, während ich zu Hause sitze. Mein ganzes Leben lang herrscht schon Krieg, während ich zu Hause sitze. An meinem Schreibtisch und schreibe und ich höre US-Präsident Joe Biden zu. Im Radio. Eine Eilmeldung. Die gezielte Tötung von Aiman al-Sawahiri mittels einer Kampfdrohne in der Innenstadt Kabuls. Eine Erfolgsmeldung. Er führte das islamistische Terrornetzwerk al-Qaida nach Osama bin Ladens Tod. Und wie Obama bei seiner damaligen Osama-bin-Laden-Erfolgsmeldung am 2. Mai 2011, machte auch Biden klar, dass er persönlich für die Sicherheit seiner Landsleute Sorge. Er löste ein heiliges Versprechen an die Nation ein und er betonte dabei, dass die Tötung eine Maßnahme gewesen sei, um den Angehörigen der Opfer vom 11. September 2001 einen Abschluss zu ermöglichen. Aber auch, dass der von den US angeführte Krieg gegen

den Terror hiermit keineswegs beendet sein wird: „Egal, wie lange es dauert, und egal, wo du dich versteckst, wenn du eine Bedrohung für unser Volk bist, werden wir dich finden und dich ausschalten“, höre ich durch die Lautsprecher unseres Küchenradios. Meine Kinder sprechen dazwischen. Ich lese online nochmal nach. Muss ich die Mächtigen wirklich erst verstehen lernen, frage ich mich, um dieser vergesellschaftlichten Pseudo-Daseinsberechtigung von Krieg und Gewalt in der Welt friedlich entgegenzutreten?

Al-Sawahiri wurde mit einem Präzisionsschlag auf seinem Balkon getötet. Eine Erfolgsmeldung war diese Tötung auch deshalb, weil beim letzten öffentlich gewordenen US-Drohnenangriff in Kabul ausschließlich zivile Personen starben: Zemari Ahmadi, ein langjähriger Mitarbeiter einer US-Hilfsgruppe, drei seiner Kinder, Zamir (20), Faisal (16) und Farzad (10), Ahmadis Cousin Naser (30), drei Kinder von Ahmadis Bruder Romal, Arwin (7), Benyamin (6) und Hayat (2) und zwei 3-jährige Mädchen, Malika und Somaya. Vor ihnen starben tausende friedliebende Personen in Afghanistan durch den Einsatz von Kampfdrohnen, während Barack Obama am 4. August 2016 öffentlich verkündete: „Mit unserer außergewöhnlichen Technologie, führen wir die präziseste Luftschlacht der Geschichte“. Gemeint war die Drohnentechnologie.

Unter Präsident Barack Obama hatte das Weiße Haus festgelegt, dass Personen, die sich mit Terroristen unter einem Dach aufhalten, nicht als zivile Opfer geführt werden müssen. Frauen. Kinder. Ein Schattenkrieg. Auch im War on Terror liegen zivile Opfer im Kalkül. In Afghanistan. In Trial-and-Error-Zonen zur Erforschung disruptiver Kriegstechnologien. In zivilen Räumen, Kriegsgebieten und in Combat Zones. Seit über 20 Jahren nun: „We see how the war on terror in Afghanistan started and how it is ending now: It's with drones and civilian casualties,“ sagte der afghanische Journalist Emran Feroz in einem Interview mit Democracy Now!. Bereits der allererste Angriff am 7. Oktober 2001 traf nicht Taliban-Chef Mullah Omar, sondern namenlose Afghaninnen und Afghanen. Dieses Szenario hat sich stets wiederholt. Bis zum Abzug der Bodentruppen.

Der Krieg gegen den Terror geht weiter. So, wie es Präsident Biden seinen Landsleuten versprochen hat. Die USA verüben weiterhin

in Afghanistan Terrorbekämpfung. Nicht mehr mit massiver militärischer Präsenz vor Ort, wie in den letzten Jahren, wie versprochen: keine amerikanischen Soldaten werden mehr sterben auf afghanischem Boden. Stattdessen wird Krieg geführt unter dem Tarnmantel von Spezial-Operationen und mit CIA-Personal, mit Drohnen und bemannten Luftangriffen und Hunderten von Cruise Missiles aus Schiffen und U-Booten heraus. Über Relaisstationen in Ramstein und aus Basen in Zentralasien, evtl. auch Usbekistan, aus Pakistan, von Flugzeugträgern im Persischen Golf.

„Friedensfähigkeit beginnt im Denken und in der Aufdeckung falschen Denkens“. Dies schrieb mir vor einigen Tagen Pfarrer Christoph Rau. Er beerdigte im April meinen Schwiegervater Eggert Jessien. Wir unterhielten uns nach der Beerdigung lange über Hannah Arendts Annäherung an die Gewissensfrage und darüber, dass in ihren Augen Denken sowieso immer erst mit der Alltagssprache beginnen kann. Durch eben jene Sprache, die das Handeln begleitet. Im Umkehrschluss heißt das natürlich auch, dass unser Denken mit ihr, mit der Alltagssprache endet. Nein, dort, wo wir im Sprechen keine Worte mehr für Frieden finden, dort finden wir auch keinen Frieden in der Welt. Dort, wo wir aufhören, sie zu benutzen, sie zu benennen, da verschwindet auch das, was sie symbolisieren, aus unserem kollektiven Gedächtnis. Die Geschichten, die durch diese Worte entstehen, sie verschwinden.

Nein, um dieser vergesellschaftlichten Kriegslogik zu entgehen, muss „Sprache sprechen, [...] Friedlichkeit bedeuten“! Doch „von Friedlichkeit im Sprechen wissen wir nicht viel“.

Im Geschichtsunterricht lernte ich tausende Wälder, die fielen. Weit weniger von Bäumen, die wuchsen. Wir lernten den *Superlativ* zur Beschreibung von Welt zu gebrauchen und im Kontext von Krieg und Gewalt verliehen Superlative in vereinfachten Narrativen der Kriegslogik einen ideellen Überbau. Sie diente stets, die ideologische Sprache, dem Versuch des Entwerfens eines größeren Sinnzusammenhangs. „Wenn Kunst und Kultur überhaupt Sinn haben sollen, dann wäre es die Aufgabe von Kunst und Kultur allgemein, sich von den bisherigen Formen des Sprechens abzuwenden und den Weg zum Sprechen von Friedlichkeit zu betreten“.

Sprechdenken der Friedlichkeit

Benötigen wir hierfür aber gänzlich neue Begriffe? Neue Metaphern? Und wenn ja, woran sollten diese *neuen Begriffe* dann anknüpfen? Wenn Realität nicht nur Sprache schafft, sondern Sprache auch Realität.

Benötigen wir apriorisches Wissen, um neue Begriffe zu erlernen? Natürlich. Aber welches Vorwissen müssen wir uns aneignen, um nach dessen Benennung fragen zu können?

Wir lernen neue Begriffe, indem wir uns unterhalten, indem wir mit anderen Menschen sprechen, in ihrer Verwendung, sie also *gebrauchen*, um es in Wittgensteins Worten auszudrücken: Die Bedeutung eines Begriffs ist „die Art, wie dieser Gebrauch in das Leben eingreift“⁴, so Ludwig Wittgenstein auf Seite 29 seiner »Philosophischen Grammatik«.

Aber wie, frage ich mich dann, wie kann ich mich letzten Endes selbst prüfen, ob ich den Gebrauch eines Begriffs nur nachahme, oder ob ich dazu in der Lage bin, ihn auch wirklich zu verstehen? Wann ist ein Begriff in der Gesellschaft grounded? *Spezial-Operation. Butscha. Kollateralschaden*. Was, wenn wir in unserem Sprechen über den Krieg, über Kriegshandlungen, psychotischen Kriegsführungstaktiken, was, wenn wir es nicht mehr schaffen, Friedlichkeit zu sprechen? Was, wenn wir im tagespolitischen Diskurs, aber auch einfach unter uns, da draußen auf der Straße, da drinnen im Privaten, wenn wir einfach nicht mehr können? Keine Worte mehr finden für das Unsagbare. Und. Was, wenn wir einfach nicht aufgeben? Wenn wir Sprachrohre des Friedens bauen? Sie weiterbauen, Grammatiken des Friedens? Eine Friedenssyntax? Miteinander sprechen und die durch das Gespräch heraus entstandenen Worte in unser Alltagsleben bewusst eingreifen

lassen? Durch ihren Gebrauch. Gemeinsam unseren Lebensalltag formen, durch sie. Wenn wir uns dafür entscheiden, diesen Weg gemeinsam zu gehen: Hans Peter Duerr, der anarchistische Ethnologe und Kulturhistoriker, schrieb hierzu in seiner Dissertationsschrift: „Dann stoßen wir auf die Ethik“⁵. Ein Sprechdenken der Friedlichkeit.

Wirklich ist was wirkt

Aber die Frage nach dem a priori, sie bleibt. Die Frage, mit welchen geistigen und händischen Mitteln wir diese Friedenssyntax gestalten? Mit welchen epistemologischen Tools? Welche Modelle von Welt? Gesellschaftsmodelle? Modelle von Wirklichkeit? Von Mensch? Der gesunde Menschenverstand. Der Wille zum Frieden. Gemeinsinn? Oder auf welche Art und Weise? Wenn Rainer Maria Rilke einst schrieb: „Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern. Die Dinge singen hör ich so gern. Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm. Ihr bringt mir alle die Dinge um.“⁶, so schrieb er dies nicht, um sich von den Dingen, die wir gestalten und den Dingen, denen wir Handlungsmacht zusprechen, um wiederum unsere Welt durch diese Dinge zu gestalten, er schrieb das sicherlich nicht, um sich von ihnen zu entfernen. Er suchte, gleich Henri Bergson seinerzeit, er suchte Denkweisen des Dichterischen, sowie auch des analytischen Denkens zu vereinen. Um Schreibweisen des Literarischen mit denen der damaligen Wissenschaft zu koppeln. Um Erzählungen mit in die Geschichten zu bringen. Ja, auch, um die Notwendigkeit der Erzählung, die jeder Geschichte vorangestellt sein muss, hervorzuheben, bzw. diese Notwendigkeit in unser Bewusstsein zu bringen. Ein Bewusstsein dafür, dass ich mich selbst einfach nicht vergessen darf. Dass Dinggedichte genauso ihren Platz in den Elfenbein-

Wer sind
wir?

türmen der Wissenschaft haben müssen, wie wissenschaftliche Methoden selbst. Dass Selbstkritik jeglicher Kritik voranstehen muss. Mores (Moral) kommt von *Selbst*: Kann ich mit dem, was ich gesagt, mit dem, was ich getan, was ich konzipiert, erfunden, in die Welt geworfen habe, noch weiterleben?

Bertolt Brecht hat in seinen epischen Theaterstücken, um sich selbst nicht darin zu verlieren, eine Methode eingesetzt, die er den Verfremdungseffekt nannte. Meist durch ein *Hervortreten* der Protagonisten schuf Brecht eine Distanzierungsmöglichkeit zum Geschehen auf der Bühne. Er setzte dabei auf den mündigen, den denkenden, den urteilenden Bürger, den er durch Einsicht in die jeweiligen Verhältnisse, ihre wirkliche Veränderbarkeit begreifen lassen wollte. Er wollte mit allen Mitteln eine Identifikation mit dem Stück verhindern und schuf auf diese Weise Möglichkeitsräume zur Welterkenntnis. Wir. Wer sind wir? Wer sind wir eigentlich? Ich bin ein Anderer, sagte Max Frisch daraufhin und fokussierte in seinen literarischen Werken auf die Selbsterkenntnis. Immer genau dann, wenn er Wirklichkeit nicht als gegeben betrachtet wissen wollte, wenn er sich der festgeschriebenen Wirklichkeit innerlich verweigerte, wenn er begann, Wirklichkeit zu schreiben und sie somit, auf diese Weise auch andere schreiben ließ, brachte er Frisch'en Wind ins Brecht'sche Werk. „Jeder Mensch“, so Max Frisch in »Mein Name sei Gantenbein«, „erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält“⁷. Und diese unsere Geschichte des Lebens, die dürfen wir nicht als ein Modell von machtes Ding.

Codichterisches Denken

Die dichterische Sprache nun, sie ist ja auch nicht in erster Linie gemacht zum Erzählen, keine Umgangs- oder Alltagssprache, zumindest nicht nach Hannah Arendt. Doch wir können durch sie unsere Handlungen mit Bewegung aufladen. Ganz so wie Dichter*innen beim Dichten erschaffen wir im Alltag stets neue Bedeutungszusammenhänge und Bewusstseinsströme. Und genau wie Gedichte ist soziales Miteinander nicht in *strenge Formen gepresst*. Unsere tagtäglichen Schritte und der nächste und nächste, wir liegen gleich den Zeichen der dichterischen Schriftform, nicht in einer festgelegten Reihenfolge, nicht in einer festgelegten Art und Weise, in regelbasierten Schritten. Sprachliche Ausdrücke des Lebens, bei denen ein Wort aus seinem eigentlichen Bedeutungszusammenhang in einen anderen übertragen wird, ohne Verdeutlichungen direkter Vergleiche von Beziehungen zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem, also das, was ständig passiert, wenn wir uns unterhalten und wenn wir zusammen durch die Straßen ziehen. Wir sind nicht in *strenge Formen gepresst*.

Doch vieles in uns ist in Muster gepackt und kann mühelos in formale Gerüste übersetzt werden. Und viele dieser Muster sind gesellschaftlich geprägt und stellen einen großen Teil unseres Lebensalltags dar. Von Kindesbeinen an. Unser gemeinsamer Sprachgebrauch. Eben gerade jener, der unsere Alltagssprache bildet. Unsere konditionierten Verhaltensmuster, Bewertungs- und Denkmus-

Wirklichkeit lesen. Nein, sie beschreibt ein Herstellen von Wirklichkeit. Etwas wirklich machen, etwas Wirkliches, was wirkt, das heißt, was Wirkungen hervorruft. Wirkungen à la Meister Eckhardt, der seit seiner Übertragung aus dem Lateinischen, von *Actualitas* ins Deutsche mit *Wirklichkeit*, ihr sprachlich das Wesen des Wirkens quasi einverleibt hat. Denn Geschichten, sie schenken unseren Handlungen keine Form, nein, aber sie initiieren diese. Und derjenige, der sie erzählen darf, der scheint durch diesen Akt dazu in die Lage versetzt zu sein, seine eigene Realität zu überprüfen. Durch diesen ganz spezifischen Entwurf einer imaginierten Welt, sich selbst fragen zu können und Distanz einzunehmen zu sich selbst. Ein selbstreflexives Momentum sozusagen. Eine ästhetische Erfahrung. Eine Differenzenerfahrung. Eine Erfahrung, die uns verstehen lässt, dass diese eine unsere Geschichte sich niemals durch die Wirklichkeit ersetzen lassen wird, nein, einzig durch eine mögliche andere Geschichte. Und der Erzähler, der ist letzten Endes derjenige, der die Deutungshoheit über unsere Geschichten trägt. „Der Barmann ist es nicht“. Also immer dann, wenn wir uns Geschichten erzählen, Geschichten, in denen unser Denken geborgen liegt, dann ist das ein bedeutender Schritt zur Enthüllung des „Wer“ einer Person. Denn beim Erzählen, da begegnen sich zwei Erfahrungen, die des Erzählers und die des Zuhörers und in diesem einen Augenblick „wird der Funke eines Sinnes sichtbar“, ein in Erscheinung treten sozusagen, ein Erscheinen des Menschen als Person, nicht als zählbar ge-

ter. Gesellschaftskollektive via Schule, Studium, Ausbildung, Vereinen, Gruppenzugehörigkeiten u.s.w. u.s.f.. Vieles ist vorhersagbar, verhalten wir uns intelligent. Und die Intelligenz, sie ist immer verknüpft, und sie scheint immer verzahnt mit unserem Verhalten. Die menschliche Intelligenz, das intelligente Verhalten, das ist immer auf die ein oder andere Weise durch technische bzw. durch geistige Augen in der Meso-Welt verankert. Und letzten Endes ist sie auch auf unterschiedliche Weisen in Techniken und Technologien implementierbar. Unser gemeinsamer Sprachgebrauch. Von Kindesbeinen an.

Codichterisches Sprechen

So tut bestenfalls die dichterische Sprache etwas, durch die ein Nachdenken über den Krieg beginnen kann. Bestenfalls und eben auf eine andere Art beginnen kann. Zwar auch, doch nicht einzig aus der Alltagssprache heraus. Insbesondere heute, da unsere primären Informationsquellen zum Ukraine-Krieg in Echtzeit aus Interfaces sprudeln. In mechanischer Zeit, der Maschinenzeit, in die wir uns dann jedes Mal begeben, und in der wir uns dann bewegen, wenn wir Kriegsnachrichten in Twitter oder auch TikTok oder Telegram lesen und schreiben, aber auch in den Echtzeitbenachrichtigungssystemen etablierter Medienkanäle. In all diesen soziotechnischen Handlungsräumen, da wird Wartezeit zum Unerträglichen.

Die dichterische Sprache, sie schenkt uns Dauer. Sie schenkt uns Langsamkeit, reißt uns für ein paar Momente heraus aus dem *distant reading*-Fluss der Threads und fördert Prozesse des Verstehens. Eben das, was Roland Barthes der

Poesie so hoch anrechnete, nämlich ihr Vermögen „beinahe etwas zu sagen“. Etwas sagen zu können, ohne es zu sagen, es aushalten zu können, das musste ich lernen, beim Lesen von Gedichten, von Rilke, Neruda, Pessoa. Der Poesie in Andrei Tarkovskys Filmen. Den Erzählungen in Claude Lanzmanns »Shoah«. Aushalten. Es aushalten lernen. Weil man es manchmal einfach aushalten muss. Diese Andersartigkeit. Das Konfliktive. Das Widersprüchliche. Die personale Einzigartigkeit des Wesens eines Menschen, die ihn sprechend und handelnd auf die Bühne der Welt treten lässt. Dort, wo die Wirklichkeit mit der Erzählung zusammen stößt. Aushalten. Die Unschärfen in der Sprache. Die andauernde Unbestimmtheit. Das ausgesprochene Unsagbare. Die Grausamkeit des Undarstellbaren. Krieg. Wie ein Wahnsinn, nein nicht aus einem Verlust an Rationalität. Nein, im Gegenteil, je tiefer der Krieg in unser Leben eindringt, desto besser lerne ich ihn kennen. Nicht besser verstehen, aber kennenlernen.

Ästhetisches Denken

Aber Verstehen ist wichtig, vor allem aus der Notwendigkeit heraus, die Mächtigen verstehen lernen zu müssen, denn das „Ergebnis des Verstehens ist Sinn“⁸, so Hannah Arendt. So kann der Zweck des Verstehens nur die Erzeugung von Sinn sein.

Doch wenn ich etwas verstehe, bedeutet das noch lange nicht, dass es für mich Sinn ergibt. Auch umgekehrt kann ich etwas als sinnvoll betrachten, ohne es hierfür verstehen zu müssen. Ersteres nimmt uns die Kritikfähigkeit. Zweiteres die Handlungsmacht. Zweiteres kann völlig unabhängig vom Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein anderer Menschen existieren. Es muss nicht gezwungenermaßen im Gemeinsinn Einkehr finden. Rein im Ersteren wiederum finden wir keine Lösungsansätze, um Türen zum Gemeinsinn zu bauen.

Und dennoch werden all diese Worte und Computertexte, die bis gerade eben noch absolut keinen Sinn ergaben, sie werden in unser Leben eingreifen, manche sogar tiefgreifend, sobald wir sie *gebrauchen*. Und sie werden bedeutsam werden für unser gesellschaftliches Miteinander. Just dort wo die Worte sich *grounden* werden. Dort bilden sie Strukturen als fester Bestandteil kollektiver Sinngebungsprozesse. Das sogenannte Sense-making, eben dort findet es statt.

Die ästhetische, im Gegensatz zur praktischen und der theoretischen, Vernunft, vielleicht kann sie gerade dort am besten wirken, dort, wo moralisches Handeln in Unvernunft verkehrt und in Teilen symbolisch repräsentiert wurde, weil diese ästhetische Vernunft eben irgendwo dazwischen liegt. Krieg ästhetisch zu denken versuchen, dort, wo mein Lebensalltag zusammenstößt mit der psychologischen Wirklichkeit des Krieges. Dort, wo alles Ausbrechen aus der Logik der Vernunft plötzlich legitim erscheint. Dort wird ästhetisches Denken zu einer anhaltenden Praxis der Selbstkritik. Weil sich



im Ästhetischen ein Denken sichtbar macht, das dem Sprech-Denken vorangestellt ist. Ein Denken, das ein subjektives Urteilen vermag, das sich zwar in der Gemeinschaft konstituiert, im selben Moment jedoch seine eigene Praxis in Frage stellt. Ganz im Sinne von Kant's »Kritik der Urteilskraft«, in der er unsere „reflektierende Urteilskraft“⁹ dem Ästhetischen zugeordnet hat, nicht dem Logischen. Wie eine Geisteskrankheit als die einzig logische Konsequenz des Nachdenkens über die Welt und dem Denken an sich. Hervorgerufen, durch die Sichtbarmachung des Denkens, welche mich während ihrer Analyse in einen geistigen Erschöpfungszustand treibt. Ganz so wie die Figur Karrer in Thomas Bernhards Erzählung »Gehen«¹⁰ verrückt wird und in einer psychiatrischen Anstalt landet, und einen verloren gegangenen Geisteszustand wieder zurückzuerlangen sucht. Versuche eines Sprech-Denkens, während „die Herrschaft des Krieges uns ihre Grammatik“ aufzwingt.

1 Marlene Streeruwitz, Handbuch gegen den Krieg, Wien, 2022

2 Salomons von Golaw deutscher Sinn-Gedichte Drey Tausend, Breslau, 1654

3 Immanuel Kant, Gesammelte Schriften. Hrsg.: Bd. 1–22 Preussische Akademie der Wissenschaften, Bd. 23 Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ab Bd. 24 Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Berlin 1900ff., AA IV, 421

4 Ludwig Wittgenstein, Philosophische Grammatik, Frankfurt am Main, 1973

5 Hans Peter Duerr, Ni Dieu – ni mètre. Anarchische Bemerkungen zur Bewußtseins- und Erkenntnistheorie, Frankfurt am Main, 1974

6 Rainer Maria Rilke, Die frühen Gedichte, Leipzig, 1913

7 Max Frisch, Mein Name sei Gantenbein, Frankfurt am Main, 1964

8 Hannah Arendt, Denktagebuch (1950-1973), München/Zürich 2002

9 Immanuel Kant, Kritik der Urteilskraft, Berlin, 1790

10 Thomas Bernhard, Gehen, Frankfurt am Main, 1971